

MILAN TURKOVIĆ

WIENER LEBEN.
WIEN ERLEBEN



K&S

In der Untergrundbahn

„Die Nächstenlieb fangt bey sich selbst an“

Johann Nestroy

Wissenschaftlichen Untersuchungen zufolge bezeichnen sich zwei Drittel der Wiener Bevölkerung als glückliche Menschen. Als Neuankömmling werden Sie das vielleicht bezweifeln, wenn Sie in der U-Bahn stehen und Ihre Mitmenschen mit einer düsteren Kampfmine den Waggon betreten sehen. Dabei ist es ein attraktives U-Bahn-Netz, welches wir unser eigen nennen. Nach zahlreichen Auslandsreisen stellt man erstaunt fest, dass man weit zu fahren hat, um ein städtisches Schnellverkehrsnetz zu finden, das derart benutzerfreundlich angelegt ist, das also etwa mit Kinderwagen oder Rollstühlen durchgehend erreicht werden kann. (Die staatlichen Öffis haben da allerdings noch Nachholbedarf.) Wir haben hier ein schnelles und freundliches Verkehrsmittel. Und eines, das gepflegt ist, soweit es seine Benutzer zulassen. Man hat also keinen Grund, unsere silberfarbenen Züge und die gut erschlossenen Bahnsteige nicht mit freudiger Stimmung zu betreten. Als ich jung war, fiel mir in den Öffis stets auf, dass unter Fahrgästen das Einander-Anstarren

oder das unverhohlene Mitlesen in Nachbars Zeitung en vogue war. Kein Wunder, dachte ich damals, war doch die angelsächsische Erziehungsmaxime „don't stare!“ für uns keine gültige Verhaltensmaxime. Heute sind die Benimm-Muster ins Gegenteil verdreht. Man schottet sich gegeneinander ab. Lachen oder Lächeln bleibt aufgekratzten Schülergruppen und amerikanischen Touristen vorbehalten. Es herrscht ein ungeschriebenes „Kommunikationsverbot“. Ein zugereister Spanier glaubte zuerst tatsächlich, hier herrsche ein amtliches Sprechverbot. Er fuhr wohl nie am späten Abend, denn da wandelt sich die Szene: Dann beherrscht eine vorwiegend gut aufgelegte Jugend das Revier.

Wer die Wiener fröhlich, kommunikativ und entspannt sehen will, geht aber jedenfalls besser zum Heurigen. Ein sehr naiver Journalist aus Kamerun sagte einmal: „Warum lesen die Wiener in den Öffis Zeitung, anstatt miteinander zu reden?“ Er muss wohl an Städte wie New York gedacht haben (doch, kein Schreibfehler!). Dort gibt es erstens keine Gratis-Wegwerf-Zeitungen. Zweitens widerlegen die Einwohner des Big Apple den auf Neulinge Furcht einflößenden ersten Eindruck dieser Stadt: Ein – Lächeln enthaltendes – Gespräch von Sitz zu Sitz ist dort im Bus oder in der ratternden, schaukelnden alten U-Bahn durchaus an der Tagesordnung.

Unsere U-Bahn-Züge sind sehr modern und auch komfortabel. Sie geben zum Zweck der Abschottung von den Mitmenschen mittels durchgehenden Netzzugangs Freiraum für Telefongespräche. Diese nehmen nicht selten die Form von „Performances“ an und informieren uns über fremde Schicksale und über allzu menschliche Banalitäten, die man allzu gerne überhörte. Dank niedriger Sprechgebühren eine billige Selbsttherapierung.



Otto Wagners visionäre Architektur in Verbindung mit der modernen U-Bahn

Als olfaktorische Würze treten Pizza- und Kebab-Düfte hinzu. In Umfragen haben sich die stets auf unumschränkte persönliche Freiheit pochenden Wienerinnen und Wiener gegen ein Essverbot in den Öffis ausgesprochen. Rainer Nowak ließ sich in der „Presse“ zu der Feststellung hinreißen: „Wenn man in der Wiener U-Bahn jemanden ärgern will, muss man entweder lächeln oder essen.“ Die Gründe für solche Verstörungen sind leicht auszumachen. Erstens: Gestank – also etwa der Geruch von Leberkäse-Semmeln – sind bekanntlich immer

die Gerüche der anderen. Und zweitens: Da es in der U-Bahn oft eng wird, bewährt sich dort keineswegs der Spruch Viktor Borges: „Der kürzeste Abstand zwischen zwei Menschen ist ein Lachen.“

In jedem Fall ist und bleibt die U-Bahn ein ideales Beobachtungsareal für den soziologischen Humus einer Gesellschaft, in Wien und genauso anderswo. Es sind – wie erwähnt – Banalitäten. Andere außerordentliche Beobachtungen sind hierzustadt ohnedies selten, vergleicht man etwa mit der oben erwähnten Subway in New York: Dort hat sich eine gewisse Erica Simone Rode „im Namen der Kunst“ (Zitat der Zeitschrift „New York“, Dezember 2011) nicht nur völlig nackt in eine öffentliche Bibliothek begeben, Schnee geschaufelt und Zigaretten gekauft, sondern sie hat auch in ihrer ganzen unverdeckten Schönheit die U-Bahn benützt, ohne dabei irgendein Aufsehen zu erregen. Man stelle sich nur einmal eine nackte junge Dame in der Station Herrengasse vor ...

MITEINANDER – GEGENEINANDER

Zurück zu unseren zutiefst braven, bürgerlichen und jedem „Glamour“ abholden Formen des Miteinander-Reisens: Interessante und absolut lebenserhaltende soziale Verhaltensweisen sind – vor allem in der U-Bahn – zu beobachten: Sobald der Zug hält, findet auf dem Bahnsteig ein Wettbewerb statt, Marke „Wer schafft es, als erster einzusteigen“. Ganz so, als bekäme der erste Eingestiegene ein Freibier.

Ein kontrapunktischer und ebenso beliebter Sport ist das möglichst späte Aussteigen gegen den Strom der Zugestiegenen. Die Inneneinrichtung der Waggonen bringt es mit sich, dass alle diejenigen, die stehen müssen, bevorzugt die Türräume füllen. Das ist keine Rücksichtslosigkeit, sondern eine Art kollektiver

Autismus. Wollen Sie aussteigen, planen Sie bitte diese Aktion rechtzeitig voraus. Sie müssen dabei nicht sprechen, das kommt keinesfalls gut an. Geben Sie einfach allen, die den Ausgang blockieren, einen Schubser. (Wien hat auch dafür ein unschlagbar charmantes Wort: „an' leichten Stesser“.) Oder Sie fixieren Ihr Hindernis mit einem strengen Blick. Das wirkt garantiert! Liebe Landsleute, bitte nicht zürnen! All dies fällt unter die Rubrik Augenzwinkern.

Nach solch bissig düsteren Beobachtungen darf aber auch festgestellt werden: Man benützt die „Silberpfeile“ (so die öffentlich völlig erfolglos lancierte Bezeichnung der am Bug alles andere als pfeilartigen Fahrzeuge) auch nicht immer schmunzelfrei. Bis vor Jahren sorgten die Abfahrts-Ansagen für Unterhaltung. Sie waren live und klangen wie wienerische Haikus. Etwa so: „Zägfädäb“. Oder: „Zuuuugfädäb“ oder ganz einfach: „Zääb“. Die reizvollen U-Bahn-Aperçus wichen bedauerlicherweise gespeicherten, ziemlich seelenlosen Ansagen. Die wohlvertrauten Stimmen im Zug und auf dem Bahnsteig vermitteln aber noch immer einen gewissen unbeholfenen Charme des sprechtechnisch Halbprofessionellen. Dann tauchte einmal für kurze Zeit dieser die Stimmung aufhellende Fahrer auf, der die morgendlich mürrische Gästemasse mit einem freundlichen Guten-Morgen-Gruß empfangen und überrascht hat. Seine Präsenz hielt sich leider nicht lange.

Mittlerweile hat es ein anderer Kollege zu fast legendärer Berühmtheit gebracht: Raimund Korner – ein Philosoph in der Fahrerkabine, der die Fahrgäste laufend zum Lachen bringt. Und der sogar undisziplinierte Zeitgenossen mit feiner und nie kränkender Ironie zur Einsicht bringt. Die gesammelten und verbürgt originalen Kostproben sollen der geneigten Leserschaft nicht vorenthalten werden:

Situation 1:

Der Zug befindet sich in der Station Schwedenplatz, die allermeisten Fahrgäste versuchen, durch die erste Tür einzusteigen. Wortspende nach Abfahrt:

„Werte Reisende! In diesem Zug steht Ihnen auf einer Länge, die die Turmhöhe der Votivkirche noch übertrifft, die unerhörte Anzahl von 18 Türen zur Verfügung. Ich möchte Sie aber keinesfalls um das gruppendynamische Highlight des gemeinsamen Einsteigens in einer lockeren 30er-Gruppe durch nur eine Tür bringen. Schönen Tag!“

Variation zu 1:

„Werte Reisende! Wenn Sie gelegentlich den Eindruck gewinnen, die U-Bahn sei fortwährend überfüllt, dann bitte probieren Sie's doch ganz einfach einmal aus und versuchen Sie von vornherein durch eine der 17 anderen Türen einzusteigen. Es wird Ihnen mit zunehmendem Abstand von der Zugspitze gewissermaßen ein abnehmender Zustand oder in anderen Worten ein Raumerlebnis wie sonst vielleicht nur bei einem Trekkingurlaub im Yukon-Territorium zuteil.“

Situation 2:

Ein Fahrgast steigt ein und bleibt abrupt stehen.

„Werte Reisende! Darf ich Sie submissiv bitten, nach dem Einsteigen in das viel zitierte Wageninnere vorzugehen. Wenn der Fahrgast vor Ihnen abrupt stehenbleibt und auf freundlichen Zuruf nicht weiter reagiert, dann schlage ich vor, Sie stupsen Ihren Vordermann kurz an, wobei die Intensität des Körperkontaktes ähnlich einer Wiener Mischung in der Mitte liegen sollte zwischen unerwünschter Liebkosung und abzuahnender Gewalt.“

Situation 3:

Hinweis an Fahrgäste, die im U-Bahnbereich rauchen:

„Werter einzelner Reisender! Wenn Sie Ihr bisheriges Leben in einem abgelegenen Tal zugebracht haben, dann kann Ihnen naturgemäß das Rauchverbot in der U-Bahn nicht bekannt sein. Ab sofort verfügen Sie über einen Informationsvorsprung, den Sie hoffentlich weidlich nutzen.“

Situation 4:

Hinweis an Fahrgäste, die in jeder Station den Wagen wechseln:

„Werter Reisender! In diesem Zug modernster Bauart können Sie von vorne bis hinten und wieder zurück durchgehen. Wenn Sie allerdings auf Ihrem Weg jemanden erspähen, dem Sie einen ansehnlichen Geldbetrag oder sonstwas schulden, wird Ihr kurzfristiges Ausweichen auf den Bahnsteig durchaus entschuldbar.“

Situation 5:

Ein Vorderzug ist schadhaf:

„Werte Reisende! Da mich einige von Ihnen in den letzten Minuten diesbezüglich gefragt haben: Ich bin nicht Merlin oder Harry Potter und kann deshalb nicht mit meiner Garnitur über den Vorderzug fliegen ...“

Und so gehört es auch zum Wiener U-Bahn-Ambiente, dass einer der prominentesten österreichischen Schriftsteller beim Aussteigen den eloquenten Fahrer des Zuges durch das Fenster anspricht: „Waren das Sie, der diese Durchsage gerade gemacht hat?“ „Ja.“ „Also, ich gehe in den Wald, um Einfälle zu bekommen, und Sie sagen das so ganz nebenbei hier!“

Nun muss ich aber endlich zum Ausgangspunkt dieses Essays zurückkommen. Um nicht den Eindruck zu erwecken, in Wiens öffentlichem Verkehr herrsche bloß ich-bezogene, distanzierte Kühle, sei noch erwähnt, wie herzlich und sonnig sich hier auch Kurzzeitkontakte entwickeln können. Voraussetzung dafür ist – wie überall in der Welt – ein Begegnung-fördernder Katalysator. Etwa ein Hund. Die Wiener Bevölkerung ist nicht nur über alle Maßen Natur liebend, sondern sie vergöttert auch Tiere. Sitzen Sie nun zufällig neben jemandem, der liebevoll seinen am Boden sitzenden Labrador tätschelt, und Sie zeigen nur die sanfteste Regung der Bewunderung, so entsteht eine Begegnung, die augenblicklich die Gemüter aufheitert. Neulich erhielt eine Hund-generierte Situation eine derartige Eigendynamik, dass alle Umsitzenden, vor allem aber zwei junge Damen, fröhlich zu lachen begannen und meinten: „Ist das nicht schön, auch in der U-Bahn einmal gute Stimmung zu erleben?“

Schlussfolgerung: Mitmensch gegenüber Mitmensch, das ist halt schwierig. Jedoch Mitmensch mit „Mithund“, das erhellt jede grau gestimmte U-Bahn-Fahrt!

Allerlei Sonderliches aus Wien

AUF DEM ZENTRALFRIEDHOF

Der Wiener Zentralfriedhof – der größte Friedhof Europas – ist der Gegenstand eines der dümmsten und abgedroschensten Wiener Sprüche: „Zürich ist doppelt so groß wie der Wiener Zentralfriedhof, aber nur halb so lustig.“ Wessen Horizont über unsere Stadtgrenzen hinausreicht, wird mir beipflichten, dass wir es hier nur mit einem öden Wortrülpser zu tun haben. Weil Zürich eine – wie wir wissen – zwar nicht große, aber höchst kosmopolitisch orientierte und außerdem lebenslustige Stadt ist. Auch wenn es sich bei dem beliebten Vergleich um eine Revanche für die unter Eidgenossen kursierenden – ebenso öden – Österreicherwitze handeln mag, sei vorgeschlagen: Weg mit abgestandenen Sprüchen!

Wenden wir uns jedoch für eine Weile nur unserem Riesenfriedhof zu, der trotz seiner Größe eine unendliche Ruhe ausstrahlt. Oder vielleicht gerade deshalb, ist doch der Weg von seiner zentralen Kirche aus gesehen so weit zu jedem Punkt des städtischen Alltagslebens. Bis in die Achtzigerjahre war auch

die Umgebung des Friedhofs relativ ruhig und idyllisch, dominiert von Gemüseplantagen und Kleinbetrieben. Etwas Merkwürdiges geschah alljährlich im Herbst während zwei Tagen, etwas, das man zunächst als unerhört empfinden mag: eine Jagd, veranstaltet von rund 20 Jägern. Solches geschah nicht nur mit Genehmigung der Behörde, sondern sogar in deren Auftrag! Man jagte Rehgeißen, Hasen und Fasane. Hätte diese konzessionierte Störung der Totenruhe nicht stattgefunden, so hätte ein Überhand-Nehmen des Tierbestandes eine Störung des Friedens auf seine eigene Art bewirkt. Man hatte die Jagd bewusst an Montagen und Dienstagen, also an frequenzschwachen Tagen, angesetzt und sperrte während dieser Zeit mit „Jagdgebiet“-Schildern das gesamte Areal. Die Stadt hat sich mittlerweile über den gesamten Bezirk so ausgeweitet, dass in der Umgebung immer weniger Tiere ihr Revier fanden. Somit war der Jagd auf dem Zentralfriedhof ab dem Jahr 1986 ein natürliches Ende beschieden. Friedhöfe spielen im Leben der Wiener Bevölkerung schon seit jeher eine größere Rolle als nur die, Toten ein ehrendes Gedächtnis zu wahren. Darüber wurde schon so viel geschrieben und philosophiert, dass sich ein näheres Eingehen auf das Thema nur in Wiederholungen von oft Geschriebenem erschöpfen würde. Aber festzuhalten ist, dass der Zentralfriedhof schon deshalb eine ungewöhnlich große Bedeutung hat, weil hier so viele berühmte Persönlichkeiten ein Ehrengrab erhielten. Darunter – wie es der Musikwissenschaftler Helmut Kretschmer sagt – „fast die Hälfte der abendländischen Musik“.

„A schöne Leich“, ein schönes Begräbnis, ist eine oft beschriebene Wiener Tradition. Inklusive einiger Merkwürdigkeiten, die auswärtige Trauergäste verstört: In dem Augenblick, wo man sein Schauflein Erde auf den Sarg werfen will,

ist man genötigt, nach Geld zu kramen, um dem zuständigen Friedhofsangestellten sein traditionell zustehendes Trinkgeld zuzustecken.

WELTSTADT WIEN

Das vorhin apostrophierte Zürich wird in Wien gerne mit dem Klischee „provinziell“ punziert. Damit lenken wir mit gekonntem und oft geübtem Chauvinismus von unserem Minderwertigkeitskomplex ab, der uns so oft zu dem Selbstgeständnis zwingt, dass Wien unentwegt zwischen weltstädtischem und provinziellem Gehabe schwankt und an seinem Wasserkopf-Image als einstige Hauptstadt eines Weltreiches nagt. Zwar ist Wien wieder eine Weltstadt, genauso wie vor 100 Jahren. Mit viel Geschick und Fleiß konnte ab 1955, nach dem Abzug der Besatzungsmächte, mit dem Wiederherstellen funktionierender Strukturen auf westlichem Niveau begonnen werden. Das begann also zehn Jahre später als in den Konkurrenzstädten wie etwa München. Die Stadt entwickelte sich – unmittelbar am „Eisernen Vorhang“ gelegen – zu einem wichtigen Vorposten des Westens. Internationale Organisationen wurden mit guten Argumenten nach Wien gelockt, die Stadt mauserte sich rasch zu einem beliebten Standort für Kongresse. (Gleichzeitig verlor sie nicht die Attraktivität für Spione jeglicher Herkunft und allerlei Kalibers!) Aber die hegemoniale Macht inmitten eines Riesenreiches war endgültig Geschichte geworden und längst der unbequemen Position eines „Wasserkopfes“ innerhalb eines Kleinstaates gewichen. Und das wirkt in vielen Belangen noch heute im Leben und in den Verhaltensweisen der Wiener Bevölkerung nach.

Als triviales Beispiel mögen hochtrabende Namensgebungen für Einrichtungen dienen, die anderswo den Charakter der

Alltäglichkeit repräsentieren. Der Wiener Flughafen brauchte auf dem Umweg über phänomenale Fehlplanungen und politische Skandale mehr als ein Jahrzehnt, um einen zeitgemäßen Terminal zu errichten. Ein solches Gebäude heißt anderswo „Terminal 1“ oder „Terminal A“. Hier hieß das eigentlich Selbstverständliche eine Dekade lang himmelstürmend „Skylink“. Bis dann nach Gelingen des Unternehmens aus Großspurigkeit Vernunft wurde und das neue Ding zum „Check-in 3“ mutierte. Vor der Eröffnung des Wunderbaues hatte der Flughafen die Anmutung eines Kaufhauses mit Reisemöglichkeit. Er sah wegen seiner Architekten-beglückenden unpraktischen Flugsteig-Schnecken nur aus der Luft gut aus. Die große weite Flugwelt erschloss sich einem aber bis dato erst, wenn man auf einem Weltflughafen landete: etwa im vorhin apostrophierten Zürich.

„OSTBLOCK“ ÖSTERREICH?

Als unser Land noch an drei kommunistische Diktaturen grenzte, da geschah es des Öfteren, dass Ahnungslose – vor allem Menschen aus Übersee – uns auch zu diesem „Ostblock“ zählten. Einmal geriet ich darüber mit einem überdurchschnittlich gebildeten Amerikaner in ein Wortgefecht. Er verwies zunächst auf Hammer und Sichel in unserem Staatswappen. Dem für Nichtösterreicher heute schwer verständlichen Unikum zu begegnen, gelang mit nicht allzuviel Mühe. Wobei die zerborstene Kette eine angenehme Argumentationshilfe bietet. Danach zeigte ich dem Zweifler, der Kontrastwirkung wegen, das kuriose Bild, auf dem unsere republikanischen Soldaten bei einer Parade mit der Fahne der k.u. k. Leibgarde mit Doppeladler zu sehen sind. Dann nannte er die damals dominierende Staatsindustrie. Das konnte auch erklärt werden (einstige sowjetische Besatzung, Rettung der relevanten Betriebe vor der Einnah-

me durch die Besatzer etc.). Schließlich aber schlug mein Gesprächspartner mit der Stalin-Keule zu: In Wien gebe es noch immer eine Gedenktafel für jenen Georgier Iosseb Dschughaschwili, der den Tod von Millionen sowjetischer Menschen auf dem Gewissen hatte. Und in der Tat ist Wien heute der einzige Ort auf der Welt, der noch eine Stalin-Gedenktafel zeigt und pflegt. Weil der Staatsvertrag von 1955 dies verlangt. Weder die Flüchtlinge des Ungarischen Volksaufstandes von 1956 noch Chruschtschow oder Schewardnadse konnten eine Entfernung dieses ungustiösen Denkmals in der Schönbrunner Schloßstraße (wo der Geehrte zeitweise Quartier bezogen hatte) erwirken. Diese für Historiker aus aller Welt bedeutsame Sehenswürdigkeit erinnert aber auch an einen beinahe vergessenen Aspekt österreichischer Geschichte: Der kaiserlich-königliche Beamte Karl Renner hatte Anfang des 20. Jahrhunderts mit seinen Theorien zur Nation das Interesse Josef Stalins geweckt. 1945 erkannte Stalin ihn wieder. (Er soll einem Ondit zufolge nach der Befreiung Österreichs gesagt haben: „Was, der ist noch immer da?“) Renner wurde der erste Bundespräsident des von den vier Alliierten besetzten Landes. Dieser Umstand war sicherlich für Österreichs unmittelbare Zukunft als eher günstig zu bewerten.